

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus dem Kriegstagebuch einer badischen Schwester

Babo, Erika von

Karlsruhe, 1918

1. Erste Fahrt ins Feindesland. Ende Januar 1915

urn:nbn:de:bsz:31-37834

Erste Fahrt ins Feindesland.

Ende Januar 1915.

Endlich wars soweit!

Ich war für die Etappe bestimmt, mein heißer Wunsch war mir erfüllt. Leichten Herzens und froher Erwartungen voll schied ich aus dem Reservelazarett und von der mir lieb gewordenen Arbeit. Noch einige Tage dauerte es, bis die Papiere alle fertiggestellt waren und die endgültige Abberufung kam. Wir waren, zwei Schwestern, zum Kriegslazarett 1. XIV bestimmt als Ersatz für zwei zurückgerufene Schwestern.

Gut ausgerüstet, mit leider nur zu neu und unverbraucht aussehendem Gepäck, bestiegen wir am 28. Januar abends den Schnellzug nach Straßburg. Bei einbrechender Dunkelheit gings durch unser schönes Badnerland, durch helleuchtende Schneelandschaften.

— — Keh! — —

„Ihre Papiere, bitte!“

Aha, wir sind im Krieg.

Sie sind in Ordnung, wir dürfen die Rheinbrücke passieren. Doch zuerst wird jedes Licht gelöscht, den Fahrgästen strenge verboten, eine eigene Kerze anzuzünden.

Völlig dunkel und langsam schnaubte der Zug weiter über den Strom. Am Himmel leuchteten die Scheinwerfer aus der nahen Festung, ein Zeichen der treuen Wacht am Rhein.

Straßburg!

Zwei Stunden Aufenthalt! Die Stadt ist uns leider gesperrt, wir müssen am Bahnhof bleiben. Wir waren drum froh, als

wir endlich in unsern Zug steigen konnten, der uns nach Metz führen sollte. — Im nächtlichen Dunkel lag Saarburg, die Gegend der schweren Kämpfe vom August, so friedlich da, als habe es nur gute Zeiten gesehen.

Von Metz an — aufgepaßt — jetzt ist's nicht mehr weit bis zur Grenze: wir verlassen unser Vaterland — für wie lange wohl?

Sedan ist längst vorbei, wir sind vor Charleville. Über eine Notbrücke fahren wir, die andere ist zerstört. Wir sehen wortlos die Wucht der Zerstörung, und immer deutlicher wird uns die Grausamkeit des modernen Krieges.

Fünf Uhr in der Frühe ist es, wir stehen verfroren und übernächtigt auf dem Bahnhof. Wir sind noch nicht „kriegstüchtig“, wissen uns noch nicht zu helfen. Wie gerne hätten wir uns einen Kaffee gekocht, hatten auch Kocher und alles Nötige mit, — aber wo?

Einige deutsche Offiziere, die auch wohl Sehnsucht nach einem erwärmenden Trank hatten, kamen uns zu Hilfe. Sie hatten rasch eine Türe zu einem kleinen Stübchen erbrochen, und dort bereiteten wir ihnen und uns ein warmes Frühstück. Die Wartezeit verging schnell, es wurde heller und in herrlicher Morgenfrühe gings weiter gen Süden. Die Sonne ging auf und beleuchtete mit ihren hellen Strahlen eine weite Winterlandschaft. Eisigkalt war es, auch in unserm ungeheizten Abteil.

Zerstörte Bauernhöfe und Bahnwärterhäuser flogen an uns vorbei; endlich erblickten wir in der ferne unser vorläufiges Ziel, die reizende Bergstadt

Laôn.

Die Müdigkeit, die Kälte waren vergessen, als wir den Hügel hinanführen, durch die altertümlichen Straßen, hinauf zum dortigen Kriegslazarett, zu den dortigen Schwestern, badischen Kameradinnen. Wir hatten Aufenthalt bis zum Abend und genossen ihre lebenswürdige Gastfreundschaft. Herrlich war der Blick in die weite Landschaft hinein, nur in der ferne mahnte uns das dumpfe

Grollen der Geschütze an das schwere Ringen. — Und ganz oben auf der höchsten Höhe lag still und ehrwürdig der deutsche Soldatenfriedhof, einfach und schlicht, doch gerade darum so tief ergreifend.

Wir gehen durch die alten Straßen, alles ist ruhig und menschenleer; ab und zu ruft uns ein deutscher Soldat einen „deutschen“ Gruß zu.

Mit einem Schlag ändert sich das Bild! Wo kommen mit einem Male die vielen Leute her, Frauen, Mädchen, Kinder und Greise? In der Ferne kommt ein langer Zug, lauter Zivilisten — von unsern Feldgrauen werden sie abgeführt. Ob das wohl Franktireurs sind? Die Bevölkerung scheint erregt, doch wagt sie nicht, dies zu zeigen, sie bleibt ruhig; ihre erbitterten Gesichter sagen uns aber, wie verhaßt wir ihnen sind. Verschwunden ist das Bild, ein Augenblick kriegerischen Lebens hat sich uns enthüllt; jetzt liegt das Städtchen wieder öde und menschenleer da wie zuvor.

Wir kommen des Abends wieder zur Bahn. Auf der Kommandantur sollen wir erfahren, wie wir nach Cambrai kommen. Dunkel ist überall, in einer Ecke des Raumes nur brennt ein armseliges Lichtchen. Ein Flieger soll über dem Bahnhof sein. Da muß ich mir doch einen Ruck geben, sagen: „Du bist deutsch!“ Dann gehe ich hinein. Auch auf dem Bahnsteig alles dunkel, unser Zug steht schon da, in keinem Wagen ein Licht. Endlich, endlich gehts fort, und erlöst atme ich auf. Ganz angenehm war das Gefühl auf dem Bahnhof doch nicht, auch das will gelernt sein.

Nicht mehr so rasch wie am Vormittag gehts vorwärts, häufiger wird das Umsteigen, länger die Aufenthalte und immer ungemütlicher die zweite durchwachte Nacht. Endlich, endlich kommt Cambrai. Und froh waren wir, daß wir einige Stunden Ruhe uns gönnen konnten, bevor wir weiter mußten.

Nach Valenciennes, erfuhren wir hier. Aber o weh, wir mußten auf einen andern Bahnhof. Die halbe Stunde zu Fuß durch die hübsche Stadt hätte uns zwar nicht geschreckt, hätten

wir gewußt, wie unser Gepäck hinüberbringen. Droschken oder Träger gabs nicht, Kriegskoffer, Plaid und Handtasche zu tragen ein Ding der Unmöglichkeit. Da kam uns ein Landstürmer zu Hilfe mit Rat und Tat. Und bald zogen wir zu dreien mit einem Eisenbahnrollwagen durch die Stadt. Der Soldat schob, zu beiden Seiten stützten wir die ständig rutschende Fracht, oder hoben zur Abwechslung auch einiges vom Boden wieder auf. Gottlob, endlich kam der andere Bahnhof in Sicht. Ein Gutes aber hatte diese Fahrt: unser Kriegsgepäck sah wenigstens nicht ganz so neu mehr aus.

Jetzt gings durch Kohlengegenden, wir waren in Nordfrankreich und mir wurde die große Bedeutung dieses Landes voll bewußt. Schwarz und schwärzer wurde es um uns herum, ganze Kohlenberge stiegen vor uns auf. Und mitten in diesem Land liegt die berühmte Spitzenstadt Valenciennes.

Von hier war es nicht mehr weit zu unserm uns bestimmten Kriegslazarett; ein Auto führte uns in schneller Fahrt über die belgische Grenze, und dicht dahinter, in dem lieblich gelegenen Städtchen Peruwelz, lag unser Ziel. Gottlob, wir waren endlich da, die lange Fahrt hatte ein Ende genommen.

2.

Im Maristenkloster.

März 1915.

In einem Kloster lag unser Lazarett.

Die Mönche waren zum Teil noch da, kleine Gestalten in langen, schwarzen Kutten. Es war kein reicher Orden, auch kein großes Kloster, das Maristenkloster. Aber schön gelegen! Ringsum grüne Wiesen, weiter fort prächtige Parkanlagen. In Friedenszeiten hatten die Mönche ein Knabenpensionat unterhalten.

Schlaffäle waren zu großen Krankensälen umgewandelt worden. Einen recht freundlichen Eindruck machte mir beim